Das verlore

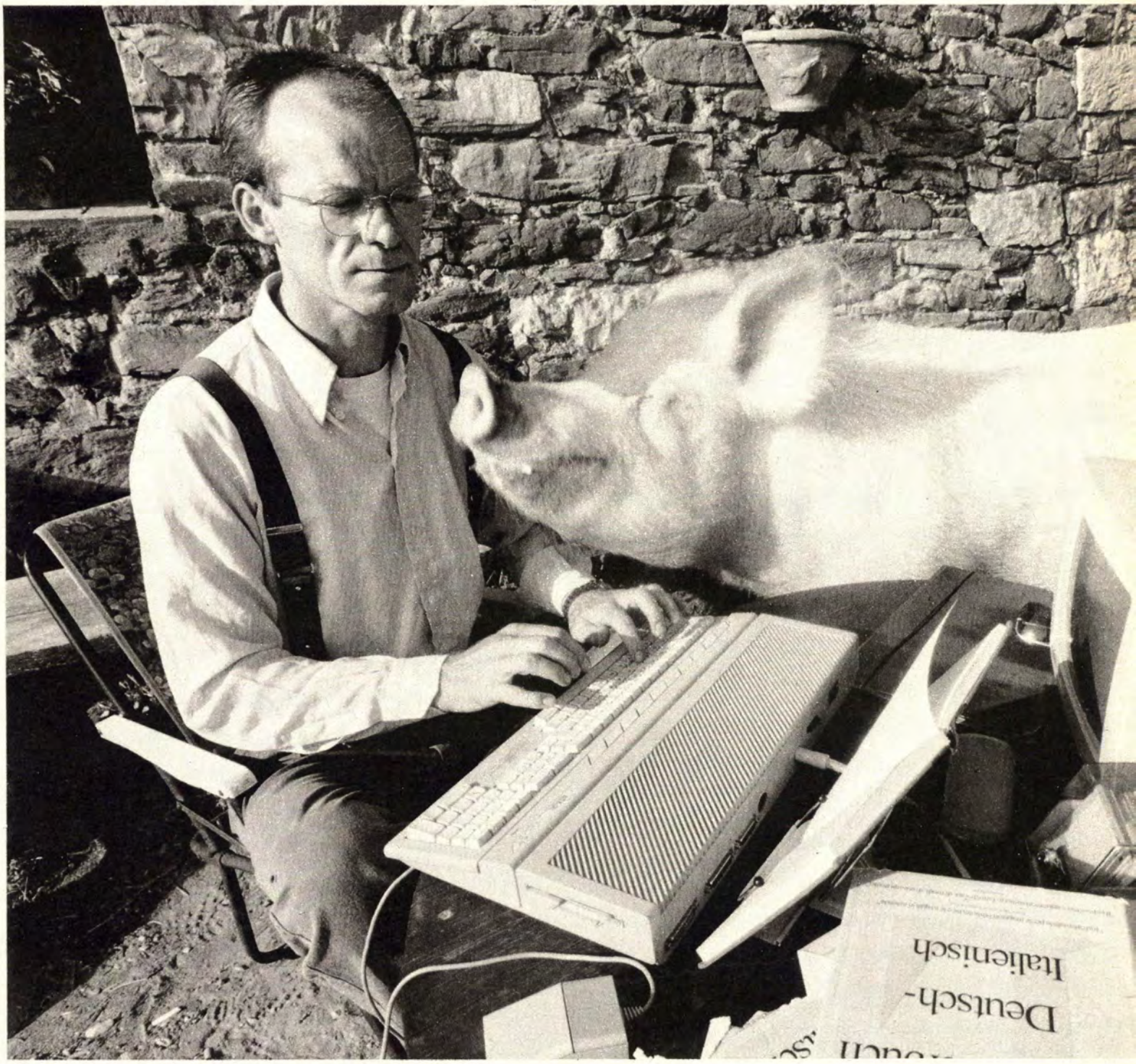
Zwanzig Erwachsene und zwölf Kinder zählt die »Utopiaggia«-Kolonie im sechsten Jahr. Trotz des Kindersegens herrscht Nachwuchsmangel. Das Gros der Kolonisten ist um die Vierzig, einziges italienisches Mitglied ist Beppo (mittlere Reihe, dritter von rechts)

ne Paradies

Vor sechs Jahren begann eine Gruppe junger Deutscher ein spannendes soziales Experiment: Sie kauften in Italien einen ganzen Quadratkilometer Hügelland und ließen sich dort nieder, weit weg vom kalten Deutschland mit seinen Sach- und Geldzwängen. Bis heute hat die Großkommune »Utopiaggia« überlebt. Wie kein anderes Pionierprojekt spiegelt sie Glanz und Elend des alternativen Lebens

Von Matthias Horx und B. C. Möller (Photos)

»Man sucht die biologische Seite des Daseins,

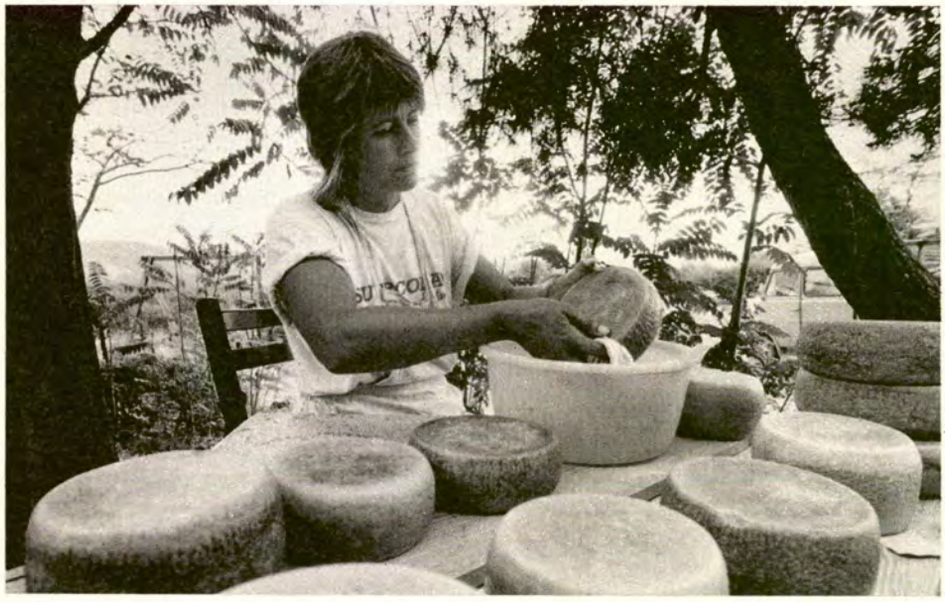


Schwein versus High-Tech: Karl-Ludwig Schibel, der Intellektuelle von »Utopiaggia«, benutzt zum Schreiben den Computer. Doch moderne Technik ist den meisten Kolonisten suspekt

um die verlorene Identität wiederzufinden«

Ebbi (rechts oben) sucht schon seit zwei Jahrzehnten eine Landkommune zum Bleiben – jetzt hat er seinen Wohnwagen neben das Haupthaus plaziert. Detlef (Mitte), ein ehemaliger Jurastudent, ist Emigrant der ersten Stunde und lebt schon fast ein ganzes Jahrzehnt in Italien. Zusammen mit Ingrid, einer ehemaligen Studentin aus Hannover, hütet er die Schafherde der Gruppe. Und das Telephon

»Hier schädigt niemand die Umwelt. Das



Wunschloses Glück: Der Käse, den Barbara selber herstellt, ist in Deutschlands Naturkostläden ein Renner. Wer abgehärtet genug ist, benutzt auch im Winter die Solarduschen hinter dem Haupthaus. Wenn eines der Lämmer aus Ingrids Herde dran glauben muß, hilft Karl-Ludwig gern beim Schlachten – eine Tätigkeit, die ihn besonders fasziniert

Yuppietum ist ganz und gar besiegt«

Idyll im Garten: Auch im Spätherbst speisen die Utopiaggianer noch im Garten. Doch hinter der harmonischen Fassade liegt Resignation. »Kein Bock mehr auf Konflikte« lautet die stumme Parole nach sechs Jahren Kommunealltag

Die Dämmerung zeichnet über dem Bergmassiv im Westen alle Regenbogenfarben an den Horizont. Die ersten Fledermäuse stürzen in die aufsteigende Dunkelheit. Die Sterne erscheinen am Himmel, aber noch immer hört man die Zikaden.

Nein, in „Utopiaggia" gibt es kein Schmuddelwetter, keine tiefhängende Wolkendecke erzeugt Novemberdepressionen. „Das Wetter", behauptet Wolfgang, der Silberschmied, „bleibt im Prinzip bis Weihnachten so." An der Südmauer des Haupthauses, wo die dicken Steine die Wärme speichern, kann man tagsüber draußen sitzen. Im Januar und Februar regnet es ein wenig, selten fällt Schnee. Im März bricht mit Macht wieder der Frühling an. *Bella Italia.*

Alle reden vom Wetter – wir nicht: Mit diesem ironischen Slogan unter den Köpfen von Marx, Engels und Lenin warb vor zwanzig Jahren der Sozialistische Deutsche Studentenbund, der SDS. Damals bereiteten zwei junge SDS-Dozenten aus Frankfurt, Bernd Leineweber und Karl-Ludwig Schibel, eine theoretische Attacke gegen den orthodoxen Marxismus vor. Wenige Jahre später sollten sie eine programmatische Broschüre veröffentlichen: „Die Revolution ist vorbei, wir haben gesiegt." Dies klang sarkastisch, war aber durchaus ernst gemeint: Hier und jetzt, so die Devise, und nicht erst nach der Revolution, könne und müsse man mit dem anderen, dem solidarischen, dem unentfremdeten Leben beginnen. „Man trachtet", schrieb Bernd Leineweber kurz darauf in seinem Buch „Pflugschrift", „der verwalteten Welt mit ihren konsumistischen Entlohnungen durch ein einfaches Leben in möglichst direktem Austausch mit der Natur zu entgehen. Die natürliche, biologische Seite des Lebens soll wieder hervortreten, um über sie Anschluß an eine in der Massengesellschaft verlorengegangene Identität zu erlangen."

So fühlten damals viele. Träume von alternativen Dörfern spukten durch die Freakbezirke von Kreuzberg, München-Haidhausen und Frankfurt-Bockenheim. „Endlich fortgehen aus diesem kalten Land des Deutschen Herbstes" (Flugblattext) hieß es in jeder Kneipe. Im Jahr 1982 hatte sich nach den obligaten Endlosdebatten ein Kreis von 50 Emigrationswilligen gebildet. Jeder von ihnen brachte – geerbt, geliehen, mühsam verdient – zwischen drei- und dreißigtausend Mark auf. Und hier, gut hundert Kilometer nördlich von Rom, in den Ausläufern des Apennin über dem Trasimenischen See, fanden die Emissäre der Gruppe endlich ein Grundstück, das groß genug schien für den Traum. Für einen halben Berg, 116 Hektar Land mit drei verstreuten Bauernhäusern darauf, legten die Emigranten eine halbe Million Mark hin.

Der Traum von anderen Leben: „Piaggia" ist das italienische Wort für Hang, Abhang, Bergflanke; zusammen mit „Utopia", dem man sich hier verschrieben hat, ergibt sich „Utopiaggia". Es sind die Details, die einen auf den ersten Blick betören. Wenn Ingrid, die einst Lehrerstudentin in Hannover war, bei Sonnenaufgang die Schafe auf die Weide treibt, dann wird man an eine italienische Renaissancemalerei erinnert. Der kleine Tisch in ihrem Zimmer mit den Terrakottafliesen, das zerschlissene Jugendstilsofa, das noch aus der Studentenzeit stammt, die Bücher an der Wand, die von den Hoffnungen und Illusionen der siebziger Jahre erzählen, die Schallplatten in den zerfledderten Hüllen, die ausschließlich aus der Steinzeit des Pop stammen, zwischen Woodstock und Blues – Bilder einer ästhetischen Armut. Neben dem Hauptgebäude, einem alten Herrenhaus aus rohem Stein, hat man eine solide Hütte gebaut. Sitzt man drinnen beim Geschäft, kann man durch ein riesiges Panoramafenster „Utopiaggia" überblicken – Olivenhaine, Eichenwälder und kleine Täler, schlanke Koniferen auf den Hügelspitzen, die der Landschaft ihr südliches Gepräge verleihen. Es ist das kollektive Klo.

Wer »Utopiaggia« gesehen hat, weiß, wie mühsam das unentfremdete, natürliche, erdverbundene Leben ist

Und dann die Kinder: David und Jonas, Philipp und Janni, Jenny und Florian, Arnika, Jonathan, Benny und Annelie bilden einen ständig umherschweifenden Stoßtrupp voller Fröhlichkeit. Fernseher gibt es nicht (und wenn, sind sie meistens kaputt); fährt man einmal mit dem Unimog ins Eiscafé des nächsten Ortes, ist das schon ein Abenteuer. Die zehn Gören von zwei bis zwölf verfügen über einen Quadratkilometer Abenteuerspielplatz inklusive Schweine, Hühner, Katzen und Hunde; zur nächsten Autostraße sind es zwanzig Kilometer. „Für die Kinder", sagt die 35jährige Tschuli, Mutter des sechsjährigen Florian und der achtjährigen Jenny mit leichtem Seufzen, „ist es ein Paradies."

„Ich empfinde uns als ungeheuer reich", erklärt Karl-Ludwig Schibel, heute wie damals eine Art theoretisches Oberhaupt der Gruppe. Die Rotation des Küchendienstes im Haupthaus funktioniert seit Jahren reibungslos, obwohl es wahrhaftig keine leichte Pflicht ist, für das leibliche Wohl von durchschnittlich zehn Erwachsenen und zwölf Kindern zu sorgen. Das Essen ist einfach, aber schmackhaft, das Gemüse stammt zum großen Teil aus dem eigenen Garten. Immer noch spielt sich in den Gruppenräumen im Parterre des Haupthauses, Kneipenersatz und Familiensalon zugleich, verdichtetes soziales Leben ab. Auf langen Bänken hockt man beim Wein, bis spät in der Nacht die Luft zum Schneiden ist: In der ganzen Kommune gibt es keinen einzigen Nichtraucher. Das viele Gemeinschaftshocken auf den Bänken hat über die Jahre eine eigentümliche soziale Gleichförmigkeit erzeugt. Daß Wolfgang und Annette, Bernd und Tschuli, Eugen und Barbara Paare sind, ist für den Besucher kaum auszumachen. Nur Trixi, ein Neuzugang der letzten Zeit, eine gestandene Geschäftsfrau, die mit 39 Jahren ihre PR-Agentur im fernen Deutschland aufgegeben hat, herzt gerne und öffentlich ihren Karl-Ludwig.

Über Ebbi, der unweit des Haupthauses in einem Wohnwagen lebt, sagt Bernd Leineweber: „Wenn es so etwas gäbe wie einen neuen Menschen – er käme ganz oben auf die Kandidatenliste."

Der hagere Ebbi ist eines jener seltenen Freak-Originale, die sich von den Sechzigern bis heute kaum verändert haben. Als einer der ersten begann er 1966 mit Haschisch, als einer der ersten geriet er ans Heroin – und hörte aus eigener Willenskraft wieder damit auf. Seitdem zieht er von Alternativgruppe zu Alternativgruppe, überall ist er ein gerngesehener Mitarbeiter. Seine Finger haben eine rissige Hornhaut vom Arbeiten, die Lachfalten um Augen und Mundwinkel verraten unverwüstlichen Humor. Er ist einer, der niemals jammert, der von jenem klagenden Ton der Psychodebatte unberührt bleibt. Jetzt, im Spätherbst, pflügt er draußen mit dem Traktor den Acker.

Sieht man zu, wie sich der altersschwache Traktor über den steinigen Boden quält, werden einem unweigerlich die Schattenseiten des Projekts klar. Groß waren die Hoffnungen, das Ackerland zu rekultivieren – die ökologische Landwirtschaft sollte das ökonomische Standbein der Truppe werden.

Einige Gruppenmitglieder hatten gerade mühsam gelernt, wie man Olivenbäume schneidet – eine hohe Kunst –, als diese durch einen plötzlichen Frosteinbruch im Winter allesamt erfroren. Nun stehen 600 tote Strünke auf den Weiden. Die Weinstöcke erwiesen sich als alt und ausgelaugt, auf den mühsam bestellten Äckern vertrocknete das Korn. Ein Utopiaggianer, der später nach Deutschland remigrierte, pflanzte 100 Obstbäume, von denen drei Wurzeln schlugen. Alle Jahre kaufte man neue Kühe, Schafe, Ziegen, die alsbald wieder verkauft wurden. Geblieben ist nur Ingrids und Detlefs Schafherde. Und drei riesige Sauen im Stall, um die sich Eugen kümmert. Von ihrem infernalischen Gequieke direkt neben der Küche geht etwas Gewalttätiges aus; sie verbreiten Gestank und Millionen Fliegen.

Das milde Hügelland Umbriens entpuppt sich auf den zweiten Blick als das, was der englische Schriftsteller John Berger als „Sau-Erde" bezeichnet hat. Ein weißer Staub liegt wie Mehl über der Macchia, seit zwei Jahrzehnten fällt der Grundwasserspiegel. Im letzten Frühjahr fraßen Raupen das junge Grün an Bäumen und Sträuchern ratzekahl ab. „Das Schmatzen", erzählt Trixi schaudernd, „konnte man über al-

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 20

le Hügel hören." Dazu kommt der chronische Geldmangel und der Gruppen-Anspruch, jede Investition einem erbarmungslos zähen Diskussionsprozeß zu unterwerfen – das Kollektiv als Kontrolletti. Außerdem glaubt jeder, alles zu können: Je nach Bedarf ist jeder mal Schafzüchter oder Dachdecker, Zimmermann oder Architekt. Überall stehen Bauruinen; aufwendige Projekte erwiesen sich als Fehlkonstruktionen: Das ökologische Klärsystem verstopfte gleich beim Probelauf, das Badezimmer im Haupthaus ist nach sechs Jahren Kommuneleben noch immer eine Baustelle.

So führt man auf dem Hügel eine zusammengezimmerte, letzten Endes geliehene Existenz. Nur Ingrid finanziert sich voll und ganz durch die Schafe, und Barbara, die aus Schafsmilch einen würzigen Käse herstellt. Der Rest muß immer wieder in die „alte Heimat" reisen (wie die Bundesrepublik halb ironisch, halb sentimental von manchen Utopiaggianern genannt wird), um für das nötigste Überlebensgeld zu sorgen. Barbara fährt dann in ihrer Heimatstadt Neumarkt, Ebbi in München und Wolfgang in Frankfurt Taxi.

Eine Puzzle-Ökonomie: Man lebt von kleinen Geschäften, Tauschaktionen, Gelegenheitsjobs, Erbschaften, bisweilen immer noch von Zuschüssen der Eltern. Wolfgang, der das zweite Staatsexamen als Rechtsanwalt gemacht hat, arbeitet auch noch ein bis zwei Monate im Jahr in einem Frankfurter Anwaltskollektiv mit, ansonsten bastelt er Silberschmuck. Barbara bemalt Seidentücher. Der berufliche Dilettantismus wurde immer mehr zum eigentlichen Kitt der Gruppe: Außerhalb verlieren ihre Mitglieder die Fähigkeit zum Überleben, nur etwa die Hälfte spricht zudem passabel Italienisch. „Das hier", sagt Bernd Leineweber trocken, „ist ja kein Assimilierungsprojekt, sondern eine Kulisse für unsere Selbstfindung."

Alle größeren Kommunen, die bis heute überlebt haben – etwa die Bhagwan-Kolonie oder „The Farm", ein riesiges Landkommuneprojekt in Tennessee –, verfügten von Anfang an über eine gemeinsame verbindliche Weltanschauung; ordnende Rituale und eine charismatische Führerfigur sorgten für die Nivellierung unterschiedlicher Interessen. Nichts dergleichen findet man in „Utopiaggia". Dies macht das Projekt sympathisch, ist aber gleichzeitig sein großes Manko. So dreht sich das Rad der Spaltungsprozesse immer wieder aufs neue – Handarbeiter intrigieren gegen Kopfarbeiter, Pragmatiker fühlen sich von den Intellektuellen im Stich gelassen. Wie viele nach Deutschland zurückgegangen sind, weiß keiner mehr genau. Einige haben sich auf dem Gelände in idyllischen Wohnwagen niedergelassen, andere wurschteln in abgelegenen Gebäuden auf eigene Rechnung vor sich hin. Die Kerngruppe sät immer wieder ihre eigenen Dissidenten auf die umliegenden Hügel.

Rudi und Regine zum Beispiel: Mit drei weißblonden Kindern haben sie sich vor zwei Jahren mit großem Krach und zwei Kühen in fünf Kilometer Distanz zur Hauptgruppe abgesetzt, in ein Haus am Ende eines steinigen Weges, der jedem Auto die Achsen zu brechen droht.

Wenn die letzten Reste der Alternativ-Ideologien verschwunden sein werden, wird nur ländliche Armut übrigbleiben

Man kann den kleinen nervösen Rudi mit der Halbglatze, der sich andauernd am Hinterkopf kratzt, der aufspringt und sich wieder setzt, der ununterbrochen redet und sich legitimiert, als einen Veteranen bezeichnen. Seit zwanzig Jahren sucht der Sohn eines Regierungsrats nach dem anderen, dem richtigen, dem endlich *wahren* Leben. „Ich denke zuviel", sagt Rudi. „Ich bin ein Handarbeiter, aber ich denke von früh bis abends über die Handarbeit nach."

Mitte der Siebziger kannte ihn in der Frankfurter Szene jeder als „Drucker-Rudi" – er war der Typ im Blaumann mit den ständig schwarzen Fingern, der die Flugblätter und Broschüren druckte. „1977, im ‚Deutschen Herbst', merkten wir plötzlich, daß es nichts mehr zu kämpfen gab", sagt Rudi. Er zog nun mit einem Planwagen durch Deutschland. Als das Projekt „Utopiaggia" gegründet wurde, gehörten Regine und Rudi zu den ersten, die auf den Hügel zogen.

„Wir haben es nicht geschafft, gleich zu werden", sagt Rudi heute über das Experiment „Utopiaggia". „Wir sind einfach nicht zusammengewachsen. Das war eine schwere Niederlage." Aber Rudi ist unfähig zu resignieren. Die Revolte von 1968 hat ihn auf eine Umlaufbahn geschossen, von der er wohl nicht mehr herunterkommt. Er will weiter, immer weiter. Sein spartanischer Lebensstil ist ihm noch viel zu luxuriös, er sucht nach einem Haus am Bach, „wo man ganz auf Maschinen und Strom und diesen Scheiß verzichten kann". Und je mehr Rudi zum kauzigen Eigenbrötler wird, um so mehr träumt er vom Glück in der Gruppe, von einem Kollektiv der Gleichen. Andere Mentalitäten, Charaktere, Prägungen kann er nur schwer ertragen. „Da ackerst du den ganzen Tag auf dem Feld", murrt er, „und oben im Haus sitzt ein bescheuerter Intellektueller und übersetzt irgendeinen Scheiß vom Italienischen ins Deutsche! Der Arsch braucht auch im Winter 20 Grad im Zimmer, weil er den ganzen Tag drauf sitzt!"

Zu dieser Existenz gehört die Dämonisierung der Stadt. Wenn Rudi von seinen seltenen Besuchen in Frankfurt erzählt, klingt es, als sei er in die Zombie-Kathedralen von Fritz Langs „Metropolis" verschlagen worden: „Da sitzen kaputte Typen in kalten Cafés und trinken Bier zu Preisen, für die du hier 'ne Woche leben kannst. Die sind alle vollständig verrückt geworden!" Dieses Gefühl teilt er mit den meisten restlichen Utopiaggianern. Die Bundesrepublik der achtziger Jahre – das ist für die Emigranten ein bedrohliches Sündenbabel: Yuppie-Land, vom Mammon und ungeheurer Verschwendung regiert.

Auf den umbrischen Hügeln scheint die Zeit stehengeblieben zu sein. Wie in einem Museum kann man hier noch einmal die studentischen Lebensweisen der siebziger Jahre bewundern. Der Haushaltskassenbeitrag, für jedes Gruppenmitglied verbindlich, ist bei 300 Mark eingefroren. Mit 400 bis 1000 Mark im Monat kommt hier jeder über die Runden. Man findet alles, was vor 15 Jahren das Leben schmackhaft machte: schrottreife Autos mit Aufklebern, knoblauchreiches Essen, rührend verwilderte Kinder – und muffige Arroganz gegenüber jenen, die sich nicht als Gleichgesinnte ausweisen können; aber dann doch auch wieder jene Freundlichkeit und Neugier aus der Geselligkeitskultur der Freak-Ära.

Gleichwohl ist das Gefühl der Niederlage deutlich spürbar, unübersehbar die Müdigkeit in den Gesichtern. Man spürt, daß das Lebensmodell Landkommune keine Konjunktur hat. Die Gruppe leidet an Nachwuchsmangel und Überalterung. „Leute um die Zwanzig wollen wieder weg, wenn sie auch nur eine halbe Stunde hier sind", sagt Karl-Ludwig. „Aber irgendwer", fügt Bernd Leineweber hinzu, „muß die Kommune-Lebensmodelle weiterführen – unabhängig von den Konjunkturen. Vielleicht gehören wir in ein paar Jahren schon wieder zur Avantgarde."

Vielleicht. Und wer wüßte schon, ob er wirklich ein besseres Leben lebt? „Utopiaggia" – das ist nicht das Scheitern einer Utopie, wie es der Gruppe immer wieder von Journalisten und Heimkehrern vorgeworfen wurde. Es ist viel schlimmer: Hier auf den Hügeln Umbriens hat sich das utopische Leben *tatsächlich realisiert.* Drastisch wird uns vor Augen geführt, wie eine ökologische, kommunitäre, „unentfremdete" Mangelwirtschaft in der Realität aussehen würde. „Unsere Utopie ist heute das Hierbleiben, schon der Kinder wegen", sagt eine Mutter. „Ich rege mich nicht mehr auf", lautet die stumme Parole. Es ist, als seien die Utopiaggianer in der Gruppe vereinsamt, als lehnten sie sich nur noch aneinander an.

Warum sie trotzdem bleiben? Schwer zu sagen. Trotz ist dabei, eine übergroße Sensibilität, die keine „Entfremdung" und schon gar keinen Acht-Stunden-Arbeitstag aushält, und hartnäckige Ideologie-Ablagerungen aus den siebziger Jahren. Wenn all dies eines Tages gänzlich verschwunden ist, wenn die Kinder die Nase voll haben von den Segnungen der Natur und in die Yuppie-Städte flüchten werden, bleibt im besseren Fall schlichte ländliche Armut, der man den Respekt nicht versagen kann. Geht es schlecht aus, bleibt nur das Sozialamt in der „alten Heimat". ◂